

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
<b>Herausgeber:</b>	Franz Otto Schmid
<b>Band:</b>	4 (1909-1910)
<b>Heft:</b>	24
<b>Artikel:</b>	Charlotte von Stein
<b>Autor:</b>	Kienzl, Hermann
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-748194">https://doi.org/10.5169/seals-748194</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Meinung zu Worte kommen soll, sofern sie in ruhiger und sicher begründeter Form vertreten wird. Aus diesem Grunde ist uns auch der willkommen, der in seinen Ansichten auf einem andern Boden steht als wir, sofern er etwas Förderndes und Nutzbringendes zu sagen hat.

Als neuen Titel haben wir gewählt: „Die Alpen“. Er soll in jeder Hinsicht symbolisch für den Inhalt sein. Wie die Dichtung des großen Haller in einer Zeit der Schablone und der veralteten Formelweisheit neue Wege und Möglichkeiten wies, wie die stille, klare Größe unserer Bergwelt alles Kleinliche und Engherzige, alles Konventionelle, Unfreie und Bedrückende in den Hintergrund drängt, so soll die neue Zeitschrift emporweisen zu den Zielen und Idealen unserer Zeit. Wenn uns Presse, Mitarbeiter und Publikum in gleich dankenswerter Weise unterstützen wie bisher, so ist uns um die Verwirklichung unserer Absicht nicht bange.

Bern, Ende Juli 1910.

Der Herausgeber  
F. O. Schmid.

## Charlotte von Stein.

Von Hermann Kienzl.

 onas Fränkel, einer der letzten Herausgeber von Goethes Briefen an die Frau von Stein, erklärt es für kleinlich und ungerecht, wollte man „neben dem ideellen Bilde, das von dieser Frau in der Seele des liebenden Dichters gelebt, das andere Bild erwecken, wie es sich dem kalten Blicke auf Grund sonstiger Zeugnisse darstellt“. Charlotte von Stein, das höchste Glück und das zehrendste Leid Goethes braucht keinen Gnadenbrief. Die Liebe Goethes, die große Liebe seines Lebens, hat ihr einen Zaubermantel gewoben. Die, die ihn ihr entreißen wollen, verstehen Goethe nicht. Sein liebender, gestaltender Geist war nie ein phantastischer Götzendiener. Goethe lebte und litt an Charlottens Seite in Verzügung, nicht in Verblendung. Er wußte, was sie ihm war. „Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler,“ schrieb er lange nach dem traurigen Ende dieser Liebe, „so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, w e l c h e n u r d a s W a h r e z u s e h e n g l a u - b e n , w e n n s i e d a s G e m e i n e s e h e n.“

Menschen, die nur das Gemeine sehen. . . . Zwanzig Jahre nach dem Tode der Frau von Stein erhoben sich ihre ersten Feinde. Drängten sich nüchterne Eiferer, denen das selige Martyrium solcher Liebe und ein kompliziertes Frauenherz gleichermaßen dunkel sind, zwischen Goethe und Charlotte. Urteilten kategorisch — die einen: das Liebegewähren der

verheirateten Frau war Sünde; — die anderen: ihr Versagen war Verbrechen. Sie ahnten nichts vom Zwange einer angeborenen Natur. Sie sahen nicht, daß diese Natur gerade mit ihrer Eigenheit für die Eigenheit der Goetheschen Natur auserlesen war. Sie begriffen nicht, daß Charlottens Unvollkommenheit und Mängel mit Goethes Unvollkommenheit und Mängeln zur letzten Vollkommenheit der Liebe eines Weibes und eines Mannes sich ergänzten. Ach, sie nahmen, wie es die Eitelkeit, der kleine Spürsinn, die Selbstüberhebung zu tun pflegen, Partei für Goethe, Partei für Charlotte — ungerufen von den wehrlosen Schatten der Liebenden; unberufen, ein Schicksal, das notwendig aus zwei großen Seelen stammte, im Kurvenlaufe der Leidenschaft zu verfolgen.

„Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,  
Uns einander in das Herz zu sehn  
Und durch all die seltenen Gewühle  
Unser wahr Verhältnis auszuspähn . . . .  
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?  
Sag, wie band es uns so rein genau?  
Ach, du warst in abgelebten Zeiten  
Meine Schwester oder meine Frau!  
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,  
Spähest, wie die reinste Nerve klingt,  
Konntest mich mit einem Blicke lesen,  
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.  
Tropfstest Mäßigung dem heißen Blute,  
Richtetest den irren, wilden Lauf,  
Und in deinen Engelsarmen ruhte  
Die zerstörte Brust sich wieder auf.“

Der journalistische Sensationstrieb unserer Tage machte vor Goethe nicht Halt. Da ist vor kurzem von Eduard Engel ein „populärer“, ein guter Handelsartikel-Goethe erschienen. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir“. Aufsehen zu machen, galt es dem Geschäftstalent! Der Detektiv deutet aus Dichtungs- und Briefstellen, daß Friederike von Senheim und Goethe ein Verbrechen wider das keimende Leben begangen oder sich gar des Kindermordes schuldig gemacht haben („Friederikens Tragödie, bei der es um Ehre und Leben ging“). Frau von Stein aber beschimpft er als „Gefühlsehebrecherin“ eines halben Jahrhunderts. (Prächtiges Deutsch!) Und er will aus herausgerissenen Briefstellen und illonyalen Zitaten ihre Geist- und Bildungslosigkeit, ihre „gemütliche und geistige Armseligkeit“ beweisen. Man kann ein Charakterbild entstellen und verzerrn, indem man wirkliche Tatsachen, ungesäföchte Worte eines Menschen wiedergibt, aber sie aus dem ursächlichen Zusammenhang, aus dem Komplex der ergänzenden Erscheinungen löst. Für die komplizierte Seele der Charlotte von Stein fehlte dem Verfasser dieses Goethe-Buches die primitive Fähigkeit des Verständnisses. Das mildert unser Urteil

über sein Verfahren. Leichtfertig behauptet er u. a., Charlotte habe auf Goethes Brief vom 8. Juni 1789 einen Ausruf der Entrüstung geschrieben. In Wirklichkeit war es ein anderer Brief (der vom 1. Juni) — und galt der Aufschrei der tiefgekränkten Frau dem Hohne, den ihr Goethe (mit der von Engel vergessenen Stelle über das Kaffeetrinken) zufügte. Ähnlich gewissenhaft sind die Behauptungen, die das Urteil der Zeitgenossen und der Steinschen Söhne betreffen. Schließlich bietet das Goethebuch sogar ein Bild der Frau von Stein, das in Wahrheit eine Verwandte von ihr darstellt. . . ! Es ahnt der Linealpsycholog nicht einmal, daß in allen häßlichen, bitteren Worten der verlassenen und gedemütigten Frau, ob sie nun Goethe, der Christiane Vulpius, der schönen Literatur oder welchem Gegenstande immer gelten, nur die nicht erloschene Liebe und Treue spricht. . . .

Die Beschmußung einer Wehrlosen, einer Toten wird dem Glück des „populären“ Buches nicht im Wege liegen. Charlotte von Stein ist der würdelosen Schleuder des Geschickes lange entrückt. Sie verlezen nur hie und da einen Lebenden, der das wahre Bild der seltenen Frau im Herzen hält — mit ihrem Licht und Schatten, mit ihrer warmen Güte und ihren weiblichen Schwächen, mit ihrem hohen, reinen Sinn und ihren kleinen Vorurteilen; dieses von einer leidensvollen Liebe und von ewiger Dichtung verklärte Bild . . .

Zum Glück der Wahrheit ist gerade jetzt ein Quellenwerk über Charlotte von Stein erschienen, das allen Kombinationen im Dunkeln ein Ende bereitet: das mehr als 600 Seiten starke Buch „Charlotte von Stein“ von Wilhelm Bode (Berlin, Verlag Mittler). Mit ehrner Gewissenhaftigkeit hat der hervorragende Goetheforscher alles herbeigetragen und ans Licht der Sonne gelegt, was den Lebenskreis der Frau von Stein jemals streifte. Ihre 84 Jahre (Dezember 1742 bis Januar 1827) ziehen an uns vorüber. In wundervoller Klarheit erstehen drei Menschenalter, von der zarten, fränklichen Frau erlebt und durchlitten, ersteht in seiner Enge und in der ganzen Fülle der Persönlichkeiten das kleine Weimar, ersteht das geistige Deutschland — und umbrausen uns die Stürme der Weltgeschichte. Wir selbst, die Leser, durchwandeln diesen langen Weg, und unser Führer verteidigt nicht, klagt nicht an, hat nur eine einzige Absicht: uns mit eigenen Augen das Sichere erkennen zu lassen. Engel erhebt gegen die gesamte Goethe-Forschung den bedenklichen Vorwurf, daß die Gelehrten Altenstücke, die ihnen gleich ihm bekannt gewesen wären, verborgen gehalten hätten, um das Andenken der Frau von Stein zu schonen. Nun, was immer dieser Ruhmredige an Tatsächlichem mitzuteilen wußte, es ist in dem großen Werke von Wilhelm Bode ausnahmelos zu finden, — freilich organisch einverleibt und daher von einem ganz anderen Zeugniswert. Gerade seine

Vollständigkeit gibt diesem Charlotte Stein-Buch die Kraft, ohne jedes advo<sup>t</sup>atorische Bemühen zu ü b e r z e u g e n.

Charlotte von Stein war ihr ganzes Leben lang eine „Hofverwandte“. Sie hat die Bannmeile von Weimar eigentlich nie verlassen — von den kurzen Aufenthalten in Pyrmont und Karlsbad abgesehen, wo sie für ihren vom Kindersegen erschöpften zarten Körper Heilung suchte. Eng und klein waren die Verhältnisse des Hofes und des Elternhauses, in denen sie aufwuchs. Ihr Vater, der Hofmarschall v. Schardt, war ein wunderlicher Heiliger, der der geistigen Persönlichkeit Charlottens niemals nahe kam; ihre Mutter — sie hat elf Kinder geboren — eine bigotte Frau. Und Schmalhans war Küchenmeister. Mit 18 Jahren wurde Charlotte Hoffräulein bei der Herzogin-Mutter (damals Regentin) Amalia. Die leeren Spiele des Hofes füllten ihre Tage. Dieses Milieu, in seiner adeligen Beschränktheit, hielt mit einem Teil seiner aristokratischen Vorurteile Charlotte zeitlebens gefangen. Ob sich auch Weimar in Goethes Tagen zur geistigen Kapitale Deutschlands entfaltete; und ob auch der kleine Staat nach den napoleonischen Kriegen der einzige war, dessen Fürst das Gelöbnis hielt und dem Volke eine liberale Verfassung gab: Schiller lehnte doch den Verkehr bei Hofe zunächst ab, weil dort das Verdienst des Dichters minder geschätzt würde, als ein beliebiges Adelswappen. Die höfische Atmosphäre, in der Charlotte lebte, wurde auch für Goethe von großem und nicht durchaus glücklichem Einfluß. Seine Liebe und Leidenschaft für Charlotte war es doch allein, die ihn zwang, die freie Kraft zu zügeln, das höfische Parkett zu pflegen, in Hof- und Staatsdienst zu treten und „den dichterischen Weizen in das Kommissbrod zu backen“. Wie sehr seine Natur darunter litt, gesteh — nach elf Jahren Hofdienst — sein Brief aus Rom an Frau von Stein. Goethes Flucht nach Italien war der Zug des Künstlers, den die Freiheit trieb und, ohne daß er's wußte, die Liebe nicht mehr fesselte.

Charlotte hat von Haus die üblichen Kenntnisse adeliger Damen erhalten, eine Ausbildung in den Sprachen, im Tanze (sie war eine holde Tänzerin, denn all ihr Wesen war Grazie) und gar sehr in der Religion. Alles, was sonst in ihr wuchs und groß wurde, kam aus eigener Triebkraft — unter dem Segen der Liebe, unter dem Segen Goethes. Doch war ihr mehr noch zu geben verliehen, als zu empfangen. Denn ihr feiner Geist leistete dem Freunde befruchtende Genossenschaft, ihre harmonische Seele erschloß ihm Harmonien, ihr starkes persönliches Urteil führte ihn durch die Welt. Was er zu danken hatte, stammelte er tausendsach. Und wenn auch ihre Schwäche, ihr Formenzwang, ihre Scheu vor der höfischen Meinung dem wilden Genius die kühne Wurkskraft lähmten und seiner Liebe viel ängstliche Qual und bittere Rücksicht auferlegten; wenn auch die Muse zu Zeiten trauern mußte, daß ihr göttlichster

Sohn als Geheimrat und Minister zu versteifen drohte; und diese Umwandlung Goethes zu einem „präsentablen und aimablen“ Hofmannen dem Egoismus Charlottens heute schwerer aufgebürdet wird, als ihre verengte Weltanschauung ahnen konnte: gerade ihr, gerade Charlotte von Stein dankt doch die Ewigkeit die reinste und höchste Form des Goethe-schen Genies. Es genügt nicht, zu begreifen, daß der furchtbare Liebeskampf der elf Jahre (1775—1786) die Ackerhollen aufriß, aus denen „Wilhelm Meister“, „Iphigenie“ und „Tasso“ wuchsen. Charlotte selbst war Mariane, war Iphigenie, war vor allem die Prinzessin Leonore. („Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“) Sie war die individuelle Quelle seiner erschütterndsten Liebesgedichte; sie der Anlaß, das Ziel und die persönliche Seele der 1500 hingewühlten Briefe und Zettel, die ein Kronschatz höchsten Lebens sind. Sie war die gelehrige Gehilfin seiner naturwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten; denn in den Gesprächen mit Charlotte fand Goethes Weltgeist seinen tiefsten Kielgang.

Einundzwanzigjährig, wurde Charlotte von Schardt am 8. Mai 1764 an den weimarschen Hoffstallmeister Josias von Stein verheiratet. Er war ein anständiger Mann von bescheidenem Horizont, und Charlotte leistete ihm alle Pflichten des Weibes im Dulden, Entbehren und Pflegen. Sie gebaß ihm sieben Kinder, von denen drei Söhne am Leben blieben. Die Liebe war nicht in diesem offiziellen Bunde. Aber Sorge und in späteren Tagen, als der Stallmeister geisteskrank darniederlag und dann die Söhne den Kampf ums materielle Dasein mühsam führten, sogar die Armut.

Frühzeitig sann Charlotte über das beklagenswerte Los des Weibes, doch trug sie's allezeit in Ergebenheit. Trug es mit ihrer tapferen Seele, mit ihrem fränklichen, leidenden Körper. . . . Aus ihrem G e r e c h t i g k e i t s g e f ü h l heraus stand sie noch als Greisin jedem unbewußten Trieb der Frauen, ihr verkümmertes Recht in der ungleich verteilten Welt zu erringen, ehrlich zur Seite. Gerechtigkeit war der eingeborene oberste Wille dieses nach dem Hohen und Vollkommenen gerichteten Gemütes. Daher war ihr die k r i t i k l o s e Leidenschaft der Liebe versagt. Ihr Lieben war ein Pilgern mit dem Geliebten nach den heiligen Quellen. Auch als Mutter empfand sie die Wünsche stärker als die Freuden. Den Jüngstgeborenen allerdings, ihren Fritz, den Goethe liebte und zu adoptieren gedachte, schloß sie bedingungslos ins Herz.

Goethes Ruhm durchklang schon die Welt, da er nach Weimar kam als Herzog Karl Augusts Gast, am 7. November 1775. Charlotte und Goethe hatten, ehe sie sich kannten, einander gedacht. Der aus der Schweiz stammende, in Hannover lebende berühmte Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann („Über die Einsamkeit“) schrieb ihr warnend und pro-

phetisch von dem bezauberndsten und gefährlichsten Manne, und Goethe sah in Straßburg das Bild der Unbekannten und notierte darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanfttheit der allgemeine Eindruck.“

Nach dem ersten Begegnen des sechsundzwanzigjährigen Goethe und der dreiunddreißigjährigen Frau von Stein war das selig-unselige Verhängnis ihrer leidenvollen, gewaltigen Liebe unabwendbar. . . .

In den nächsten Wochen schon schwirren die Pfeile mit Goethes Zetteln. Tief aufgewühlte Leidenschaft. . . . Charlotte wehrt nicht seinem Lieben; wehrt aber, die Zügel mit sicherer Hand führend, dem Ungestüm. Die böswillige Kleinstadt bedrängt die beiden horchend und klatschend. Entbehrung der geliebten Nähe wird dem schier Verzweifelten auferlegt. Und jetzt, der geliebten Nähe wird dem schier Verzweifelten auferlegt. Und jetzt, wie auch in den späteren Jahren, tobt die Leidenschaft in Kämpfen und Stürmen. Allmählich wird Goethe täglicher Gast und findet sich Charlotte in seinem Gartenhäuschen ein. 1781 verweigert sie ihm nicht mehr das Du-Wort, das in seinen ersten Briefen schon die Maske vom Herzen riß. Sie ist sein volles Leben, seine Heimat. Er verrichtet auf Charlottens altem Schloß Kochberg und in der Stadtwohnung die Geschäfte des Hausvaters, pflegt und leitet ihre Kinder. „In sorglichen Augenblicken“, schreibt er, „ängstigt mich dein Fuß und deiner Kinder Husten. Wir sind wohl verheiratet. Das heißt: durch ein Band verbunden, wo von der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht.“ — Und dann wieder, nach einer bitteren Stunde: „Ja, es ist eine Mut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Lust zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt.“ Und dann wieder — aus Johanngeorgenstadt: „Endlich hier, sechs Stunden von Karlsbad, wieder auf dem Wege zu Dir, meine Geliebte, meine Freundin, einzige Sicherheit meines Lebens. Was ist alles andere, was jedes andere menschliche Geschöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, je mehr seh ich, daß mir in der Welt nichts mehr zu suchen übrig bleibt, daß ich in dir alles gefunden habe.“

Charlotte hat ihre eigenen Briefe später verbrannt. Einige Zeilen von ihr sollen in Goethes Schauspiel „Die Geschwister“ übergegangen sein; dort heißt es: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.“

Die Verhältnisse lagen schwer auf ihnen. Wurden die Verhältnisse endlich stärker als die Liebenden? Nach elf Jahren eines Bundes, dessen die Welt nicht seinesgleichen hat? Goethes Sehnsucht nach Italien schien

von der Liebe eingeschläfert. Als diese Sehnsucht wieder erwachte, als der Dichter von Karlsbad aus (am 3. Sept. 1786), ohne der Geliebten seine Absicht zu verraten, nach dem Süden zog: *d a w a r, all seinen Liebesbriefen aus der Ferne zum Troze, d i e K u r v e a b g e l a u f e n.* ... Er konnte jetzt ohne die Geliebte leben! Er wollte ohne sie leben. ... Es war eine Flucht.

Aus Italien versprach er baldige Rückkehr — und blieb zwei Jahre aus. Täglich, ständig denkt er voll Sehnsucht an die Geliebte — so schrieb er — und fühlte sich doch glücklich. Das Losreißen freilich war blutigster Schmerz gewesen.

Man hat oft das grausame Ende von Goethes Liebe zu Charlotte von Stein zu ergründen versucht; aber solche Tragik ist unergründlich, fließt aus dem Wesen der Menschen, wie die Liebe selbst. Dass der Künstler aus dem Luftkreis des Hofes und der Staatsdienerschaft, sich rettend, fliehen musste, man begreift es; aber er floh auch seine Heimat, die er Charlotte nannte. ... Die Geliebte habe ihm nicht den vollen Preis der Liebe gewährt, meinen die einen. Die Gedichte „Der Becher“ und „Nachtgedanken“ sprechen gegen diese Annahme; und die bekannte Stelle in Goethes Brief aus Rom besagt doch wohl nur, dass er des gesicherten, friedvollen Besitzes entbehrte. Vernichtetend musste, ob auch Goethe in den Briefen heiße Sehnsucht ausströmte, auf Charlotte das Bekenntnis wirken: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben.“ Und das war doch ihr gemeinsam Leben, sein Leben in ihr gewesen . . . !

Als Goethe endlich im Mai 1788 wiederkehrte, kam rasch alles zu Ende. Die Stunde des Wiedersehens war fürchterlich. Charlotte fühlte, dass er ihr verloren, und ihre Liebe verhehlte den bösen Gross nicht. Es ist unsinnig, zu sagen: hätte sie Goethe zärtlich empfangen, so wäre es anders gekommen! Was vergangen, kehrt nicht wieder!

„Ja, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte,  
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.“

Raum vier Wochen wieder in Weimar, fand Goethe sein „Veilchen“: Christiane Vulpius. Fast ein Jahr lang verheimlichte er Charlotten das Verhältnis mit dem lieben Bürgermädchen, und als es sich nicht mehr verborgen ließ, suchte er einen Ausgleich, schlug er eine Art Teilung vor. Noch schrieb er an Charlotte: „Hilf mir selbst, dass das Verhältnis nicht aussarte, sondern stehen bleibe, wie es steht.“ — Es war der letzte Brief seines Lebens, der die einst Heiligeliebte mit Du ansprach. . . . \*

Das tiefeindselige Verhalten der Frau von Stein gegen Christiane ist oft falsch beurteilt worden. Nicht einmal das banale Wort „Eifersucht“ deckt die Gefühle, die nun Jahrzehnte lang ihr Herz zerrissen. Ihr treues Herz. . . . Es war der Zusammenbruch ihres höheren

Lebens, ihres Glaubens, was sie erlebte. Immerfort wieder erlebte — Jahrzehnte hindurch. Denn ihr Herz blieb treu. . . . Dem bedingungslos geliebten Manne treu.

In hadernden Worten, die unmittelbar aus der Liebe kamen und aus einer nicht sterben wollenden Hoffnung auf Goethes innere Wiederkehr, — in solchen bösen Reden eiferte die zertretene Frau gegen Goethes Welt, die ihre eigene war. Den Zeichenstift, den sie an Goethes Seite geführt, legte sie fort. Die Kunst ward ihr um seinetwillen zur Qual. Vor allem Schönen wollte sie fliehen — denn Kunst und Schönheit führten doch nur auf des einen, einzigen Spur. Als sie, des verlorenen Paradieses gedenkend, Goethe sah, der nun behäbig ein ruhiges, häusliches Glück genoß, da sagte sie: „Er ist recht zu r Erde worden, von der wir genommen sind — der arme Goethe, der uns sonst so lieb hatte!“

Wer es verstehen will, empfindet es tief, was Charlotte von Stein litt. Die Jahre kamen und gingen. Sie hoffte. Zwölf Jahre waren seit dem Ende der Liebe verflossen, da schrieb die alternde Frau: „In der Hermannshöhle steht mein Name, von ihm in den Fels gegraben; der Fels hat ihn, aber er lange nicht mehr in seinem Herzen.“

Eines Tages stand Frau von Stein am Fenster und sah, wie Goethe auf ihren Hof trat und auf ihre Haustür zuging. Endlich! Sie rief ihrer Jungfer: „Schnell mein Tuch! Herr von Goethe kommt heraus“. Sie starzte nach der Tür. Aber — er hatte gar nicht zu ihr kommen wollen. War über ihren Hof und durch ihr Haus — ach, welch' ein liebgewohnter Weg! — zur Bibliothek gegangen. So gleichgültig war sie ihm!

Sie hatte ihn für ewig verloren und konnte, was so selig war, nicht vergessen. . . . „Ich glaube,“ schreibt sie an ihren Sohn Fritz, „mein Herz versteinert nach und nach“. Und Karoline von Wolzogen sagt: „Die Stein ist aufgerieben in sich selbst.“

Dem Tod blickt sie in Ruhe und Sehnsucht entgegen. Der Tod aber geht an ihr vorüber — noch lange, lange Jahre. An dieser kränklichen, müden Frau. Sie glaubt längst nicht mehr an ein Jenseits. „Nichts wie Stille und Schlaf“ wünscht sie sich. Als sie die „Sakuntala“ des Kalidasa gelesen, zieht sie in ihrer Klarheit die Bilanz, „daß vor neunzehn Jahrhunderten bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existierte, sich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und Strafen, nicht wiederkommen zu lassen.“

Goethe hat im Jahre 1806, nach der Plünderung Weimars, Christiane Vulpius geheiratet. Von diesem Zeitpunkt an kehrt die Ruhe bei Charlotte von Stein ein. Sie ist „kaum mehr eifersüchtig“. Goethes Sohn August findet ihre mütterliche Liebe, und durch das Kind kommt

ein freundlicher, friedlicher Verkehr zwischen den beiden, die sich einst so nahe gewesen, zustande. Er währt ungestört bis ins hohe Greisenalter Charlottens und Goethes; bis zum Tode der 84jährigen Frau von Stein. Wieder besuchen sie sich. Wieder trägt Goethe ihr seine neuen Werke vor. Wieder sogar kommen wie Weberschifflein die Zettelchen hin und her. Aber es ist eine kühle Zeit — und nie grüßt eins das andere mit einem Wort der begrabenen Liebe. . . . Nur einmal schreibt Charlotte dem „sehr verehrungswürdigen Herrn Geheimrat“, er möge ihrem Frix raten — „wie seinem ehemaligen Kinde“. Einmal schickt ihr Goethe eine Schüssel mit Früchten, eine Schüssel, die sie selbst ihm in den Tagen der Liebe gegeben, auf deren Grund ein Spruch von damals zu lesen: „Alles um Liebe“. Die Dreiundachtzigjährige findet endlich in einem Brief an Goethe das Wort: „Geliebter Freund“ . . . Er antwortet: „Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann.“

Als Goethe schwer erkrankte, wollte er es vor der greisen Freundin, sie zu schonen, verheimlicht wissen. Und Charlottens letzter Wunsch war, daß ihr Sarg nicht an Goethes Wohnhaus vorbeigefahren werde; sie wollte dem alten Freunde dieses schmerzliche Bild ersparen.

Goethe blieb stumm, wenn der Schmerz ihn traf. Wir haben kein Wort von ihm, das sein Gefühl verrät am 5. Januar 1827, als Frau von Stein, uralt, ihn verließ. Die Getreue bis zum Tod. . . .

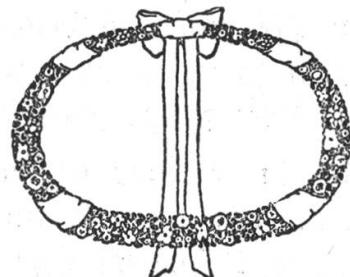
Blättern wir in seinem Leben zurück — vierzig Jahre —, da finden wir einen Brief, den er der Geliebten sandte: „Ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich dich verlieren könnte; gegen alles, was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen das Ei n z i g e n i c h t.“ —

Charlotte von Stein war geliebt und verehrt von allen. Schiller und seine Lotte, Herder, Knebel, Zimmermann und wer sonst in ihren Lichtkreis trat, huldigte ihrer schönen Seele, ihrem klaren Geist. Hilfreich und gütig waren ihre Hände. Tausendsach ging das Gute von ihr aus. Ihr dankte Schiller seinen gesicherten Herd. Mit Gefahr eigenen Lebens schützte sie, als die Franzosen Weimar plünderten, den verwundeten General Schmettau. Ihrem Sohn Frix half sie mit ihrem Kärglichen und entbehrte selbst das Nötigste. Es tat ihr weh, daß ihr Frix ferne war, als sie zum Sterben kam. Sie wollte ihm das Reisegeld schicken und besaß es nicht. Da schrieb sie ihm einen letzten Gruß: „So werde ich dich nicht wiedersehen und das rätselhafte Dasein bald vollendet haben.“

Es besteht neben den Bildern der jungen, schönen, zierlichen Charlotte ein Steindruck der mehr als achtzigjährigen Greisin. Die Züge haben eine wunderbare Lieblichkeit behalten, eine jugendliche Anmut. Aber das

müde Haupt ist leicht zur Seite geneigt, und das große Auge blickt vergeistigt in weite Fernen. . . . Betrachten wir dieses Bild und gedenken wir der Briefe Goethes: das ist eine Wehmut ohnegleichen! Betrachten wir diese Züge und sprechen wir leise:

„Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken  
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,  
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,  
Der Freundschaft, die nicht Zweifelshörge kennt.  
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,  
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:  
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden  
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.“



## An eine Dame.

Ein Brief.

— — — — Ich aber habe mich nach Ihnen gesehnt, Nacht und Tag, Tag und Nacht. Vielleicht aber war es die Sehnsucht, den Glauben nicht zu verlieren an Menschen, lebende Menschen, Menschen mit Leib und Seele.

Wir sind Wege gegangen, holperige, einsame, im Frühmondschein, während der Abendnebel zwischen dunkeln Stämmen geboren wurde. Dummes Zeug redeten wir, während mir die Seele zitterte unter dem Druck der Frage, ob Du ein Mensch seiest, ein Mensch. Der Mensch aber ist für mich nicht die Seele, sondern ein Wesen aus Fleisch und Blut, eine Schatzkammer, in der alle Triebe, Wünsche und Strebungen vergangener Geschlechter, alles Sehnen des Frühlings, alle Wehmut des Herbstes schlummert.

Tag und Nacht habe ich Deiner geharrt, Dir die Antwort ins Ohr zu flüstern, die Antwort auf eine grenzenlos nüchterne, trockene Frage: „Was wollen Sie eigentlich?“ — Damals ging's wie ein Riß durch meine Seele, und was ich hier schreibe gilt eigentlich nicht Ihnen, gilt einem Wesen, von dem ich geträumt, das ich geschaffen aus den Trieben meines Blutes und aus dem Schönheits- und Seligkeitsdurste, der mich durchglüht.